Terminage

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Solothurnische Geschichte**

Band (Jahr): **73 (2000)**

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die ständige Produktionssteigerung, welche auch eine starke Arbeitsteilung nach sich zog, führte zu stark monotonen Arbeiten. Die Freude am Beruf war oftmals nur im Verdienst zu finden, war doch der ausgeübte Beruf weder frei gewählt noch abwechslungsreich. Ziel eines jeden Arbeiters war es, die mengenmässig höchstmögliche Produktion zu erreichen. Diese Tatsachen fanden ihren Ausdruck in der Arbeitshaltung einiger Arbeiter.

«Man hatte eine Glocke, die am Ende der Arbeitszeit geläutet wurde. Man musste seinen Arbeitsplatz mit einem weissen Tuch bedecken. Es musste immer alles schön sauber sein. Einige hatten eine Minute früher schon das Tuch parat und schauten an die Uhr. Und wenn es zu schellen anfing, warfen sie das Tuch über die Sachen und bei der Türe rannten sich schon einige die Köpfe ein.» (K.S.)

Terminage

Die ersten Terminageateliers entstanden im Dorf um die Jahrhundertwende. Damals, nach dem Konkurs der ersten Uhrenfabrik in Welschenrohr, muteten sich mehrere Arbeiter die vollständige Montage einer Uhr zu.

Terminageateliers waren oftmals Familienbetriebe mit ein paar wenigen Arbeitern. Ein Termineur erledigte alle Arbeitsprozesse, die auch in der Fabrik durchgeführt wurden. Die Ateliers unterschieden sich von den Fabriken in der Betriebsgrösse (oftmals wurde in Einfamilienhäusern von Familien terminiert). Die Termineure arbeiteten für einen oder für mehrere Fabrikanten, stellten also nicht ihre eigenen Marken her.

Viele Termineure in Welschenrohr arbeiteten für die Firma Roth in Solothurn. Während später die Lieferungen per Post abgewickelt werden, mussten die Termineure in den Anfängen ihre erledigte Arbeit in Koffer nach Solothurn bringen, um sogleich wieder neue Bestandteile, d.h. Arbeit, zu erhalten.

«Hier im Dorf gab es viele, die terminierten. (...) Meistens Familien. Und dann haben sie regelmässig jede Woche oder alle zehn Tage ihre vollen Koffer nach Solothurn gebracht. Ein grosser Abnehmer war ein gewisser Roth. Er gab Terminage nach Welschenrohr.» (E.A.)

Atelieröffnung

Termineure waren eigentlich immer eine «Pufferzone» für die Fabrikanten. Zu Zeiten der Hochkonjunktur, wenn die Kapazitäten einer Firma nicht ausreichten, konnte man anstelle von durchaus riskanten

Abb. 4: Uhrenatelier Albert Mägli um 1900 (Foto: Archiv Alois Zäch).

Neuanschaffungen und Neuanstellungen vorübergehend auf die Termineure ausweichen.

«Von den 1,2 Millionen Stück, die 1973 hergestellt wurden, wurden zirka 250 000 durch Termineure geliefert.» (H.F.)

Anfangs der 1970er-Jahre befand sich die Uhrenindustrie in einer derartigen Blütezeit, dass ein Arbeitermangel herrschte. Termineure waren zu dieser Zeit gesucht und bestens bezahlt. Die Verlockung, ein eigenes Atelier zu gründen, war sehr gross. Stimmte in der Fabrik die Atmosphäre nicht ganz, und war man dazu noch ein guter Uhrmacher, so eröffnete man sein eigenes Atelier. Die Frauen halfen notwendigerweise mit.

«Ich und der Jean waren erstklassige Acheveure. Der Visiteur in der Firma bemängelte immer den Chemin perdu. *(...) Der hatte einen Hass auf mich.(...) Ich stellte fest, wenn jemand ein guter Uhrmacher war, verdiente er mehr, wenn er selbst zu terminieren anfing. (...) Das Schriftliche und die Pakete erledigte meine Frau. (...) Ich vernahm, dass ein Fabrikant grosse Serien Terminage herausgibt. Ich ging dann persönlich vorbei. (...) Danach hatte ich 100 Probestücke abzuliefern. Sie waren mit meiner Arbeit zufrieden. Darauf erhielt ich immer 400er- oder 500er-Serien.» (K.M.)*

«In der Hochkonjunktur war schon die Tendenz: terminieren, terminieren. Die haben dabei nicht schlecht verdient. Sie verdienten besser als in der Fabrik. In der Hochkonjunktur ist der Arbeiter, in der Rezession ist der Arbeitgeber am längeren Hebel.» (H.F.)

In den Anfängen der Uhrenindustrie konnte jeder, der es sich zutraute, ein Atelier eröffnen. Mit der Gründung der Uhrenverbände stiegen jedoch die Anforderungen erheblich. So musste vorerst ein Gesuch eingereicht werden, welches nach strengen Kriterien beurteilt wurde. Dadurch wurde die Gründung eines eigenen Ateliers vielen verunmöglicht. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als weiterhin in der Fabrik zu arbeiten. Uhrmacher, welche vor dem Inkrafttreten dieser Gesuchspflicht ein Atelier eröffneten, bedurften auch später keiner weiteren Bewilligung mehr.

«Viele erhielten die Bewilligung nicht. Ich musste ein Gesuch in Solothurn einreichen. Das dauerte dann eine ganze Weile. Wenn ich nicht den Uhrmacherschulabschluss hätte vorweisen können, hätte ich die Bewilligung nicht erhalten. (...) Früher wurde diese Bewilligung noch nicht verlangt. Das kam erst später.» (K.M.)

Für viele Uhrmacher waren die Erstinvestitionen zu hoch, um sich selbständig machen zu können.

«Man hatte schon viele Unkosten. Man musste die Retouchemaschine [Vibrografen] und alles kaufen. (...) Die kostete 1200–1500 Franken. Für einen Termineur war das eine grosse Anschaffung. (...) Wenn man kein Geld hatte, war man gebunden.» (K.M.)

Auswirkungen

Durch die Fabrikanten und die Termineure war das Arbeitspotential des Dorfes ausgeschöpft.

«Während der Hochkonjunktur 1970–1973 wurden einander gegenseitig die Leute abgluset. *Da wurden Leute eingestellt, die man zu Normalzeiten nicht genommen hätte, nur damit es eine Person mehr hatte, die irgend etwas machte.» (H.F.)*

Die Termineure versuchten nun auch ihrerseits, Teile in Heimarbeit erledigen zu lassen, damit sie ihre Produktion steigern konnten. Dieses Produktionsfieber und die Gewissheit um genügend Arbeit wirkten sich wahrscheinlich auch auf die Qualität der Produkte aus.

«Man konnte somit mehr verdienen. Aber es wurde vielmals schlecht gearbeitet. (...) Ich gab manchmal Rouage als Heimarbeit. Da wurde mir aber alles kaputt gemacht.» (K.M.)

Zu dieser Zeit wähnten sich die Leute in einer absoluten Sicherheit. Sie waren sich ihrer Unentbehrlichkeit bewusst, der Wohlstand stieg, alles deutete auf gute Zeiten hin. Manch einer konnte sich in dieser neuen Situation nicht zurechtfinden.

«Ich kannte einen Termineur, der die Stör *hatte, wenn er einen schönen Zahltag erhielt. Dann blieb er für eine Woche oder während*

zehn Tagen in den Wirtschaften. Das war ein Fehler. (...) Später ging das nicht mehr, da verlangten die Fabrikanten viel.» (K.M.)

Die totale Abhängigkeit von den Arbeitgebern hatte demzufolge auch ihre negative Seite. Die Termineure waren auf die Anlieferungen der Fabrikanten angewiesen. Zunehmend in Krisenzeiten spitzten sich, wenn es überhaupt genügend Arbeit hatte, die Termine zu. Da die Termine von den Fabrikanten festgelegt wurden, konnten sich Arbeitslosigkeit und Überlastung abwechseln.

«Es kam vor, dass sie ab Mittwoch keine Arbeit mehr hatten und am Samstag per Post oder per Auto die Arbeit kam. So mussten sie durch die Nacht von Samstag auf den Sonntag und den ganzen Sonntag hindurch arbeiten, damit sie am Montag liefern konnten. Es wurde ihnen gesagt, am Montag ist Liefertermin, und fertig. (...) Dies war die grösste Belastung, wenn sie auf Uhrenbestandteile warten mussten, und somit die Uhren nicht fortlaufend fertigstellen konnten.» (E.A.)

«Ich habe oft bis 23, ja 24 Uhr gearbeitet. Man musste einfach in einer gewissen Zeit die Uhren abliefern. Manchmal hatte ich drei, vier Tage keine Arbeit, manchmal eine Woche. Ich musste einfach auf die Teile warten.» (K.M.)

Als sich die Rezession in der Uhrenindustrie bemerkbar machte, waren die Termineure als erste betroffen. Dies konnte für Leute in einem gewissen Alter äusserst negative Folgen haben, denn Zahlungen für die Sozialleistungen konnten dadurch teilweise nicht mehr erbracht werden.

«Wenn ich während den letzten drei, vier Jahren noch genügend Arbeit gehabt hätte, hätte ich eine viel höhere AHV-Rente erhalten. Da ich aber keinen Verdienst mehr hatte, ging die Rente zurück.» (K.M.)

Die Heimarbeit

Die Uhrenindustrie kannte schon immer die Heimarbeit. Sie eignete sich wie kaum keine andere Industrie dazu, denn einige zeitaufwendige Partien konnten ohne den Gebrauch von speziellen Werkzeugen und dadurch ohne lokale Abhängigkeit ausgeführt werden. Es gab Partien der Uhr, welche ausnahmslos in Heimarbeit angefertigt wurden. Dazu gehörte vor allem die zweite Partie der Uhrenherstellung, das *«Megaanis»* (Mécanisme). Das Barillet, welches ausschliesslich in Heimarbeit angefertigt wurde, kann als Teil des Mécanisme angesehen werden.

«Das Barillet. Das ist dort, wo die Feder reinkommt.(...) Sie haben die Feder aufgezogen und danach das Gehäuse darübergestülpt. Das